**Zeitschrift:** Theologische Zeitschrift
**Herausgeber:** Theologische Fakultät der Universität Basel
**Band:** 6 (1950)
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Rezensionen

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.» Das theologische Denken dagegen sucht diese Offenbarung dem Verständnis und der Fassungskraft einer bestimmten Zeit nahezubringen. Theologie muß also im guten Sinne des Wortes immer «zeitgemäß» sein, auch wenn sie sich gegen den herrschenden Geist ihrer Zeit wendet. Es gibt Zeiten, in denen der Begriff der Gnade Gottes, andere Zeiten, in denen der Begriff der Majestät Gottes in den Mittelpunkt des theologischen Denkens gestellt werden muß. Die christliche Ethik kann der einen Zeit am besten dienen, wenn sie den Begriff der Freiheit, einer andern Zeit, wenn sie den Begriff der Gemeinschaft besonders betont. Unsere Zeit, die im Massenwesen zu versinken droht, braucht zu ihrer geistigen Genesung nichts dringender als eine Theologie des Personalismus.

*Bremerhaven.* *Ernst Walter Schmidt.*

# Rezensionen.

*Vedanta und Wir*, mit einer erläuternden Einführung hrsg. von *Christopher Isherwood*, Zürich, Rascher Verlag 1949, 512 S., Fr. 21.—.

Das vorliegende Buch stellt die Auslese dar von ca. 70 Artikeln, die dem unter dem Titel «Vedanta und der Westen» erscheinenden Organ der amerikanischen Vedanta-Gesellschaft entnommen sind. Gründer der ersten Gesellschaft dieses Namens war Vivekananda, Schüler Ramakrishnas, von diesem zum Träger seiner Botschaft an die Welt ausersehen (S. 31). In einem in unser Buch aufgenommenen, bisher unveröffentlichten Vortrag (265—80) erzählt er einiges über sein eigenes Werk. Man stößt darin auf eine interessante Charakteristik der Inder: «Der allgemeine Zustand der breiten Massen des Volkes ist der des Hungerleidens» (266). «Aber in Indien ist Armut nicht identisch mit Sünde, Verworfenheit und Laster» (278). «Der Inder tut alles religiös: Trinken und Schlafen, Spazierengehen und Heiraten, ja sogar das Stehlen ... Die Lebenskraft, die Mission dieses Volkes ist die Religion» (267). Und im Umgang mit seinem Lehrer hat Vivekananda die Parole gelernt: «Wir müssen eine allumfassende Religion beginnen, und zwar sofort» (272)! Mit dem «allumfassend» ist

gewissermaßen das Thema angeschlagen, das sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Zerlegt erscheint es in den 3 Lehrsätzen, aus denen der Herausgeber die Vedanta-Philosophie bestehen läßt (7): «1. Die wahre Natur des Menschen ist göttlich. 2. Es ist das Ziel des menschlichen Lebens, diese göttliche Natur (255 heißt es: «die Gegenwart Gottes», 194 geradezu: «Gott») zu verwirklichen (vgl. 332—35: «Religion ist Verwirklichung»). 3. Alle Religionen stimmen im wesentlichen überein.» Gerade dieser letzte Gedanke kehrt in den verschiedensten Varianten wieder, z. B. sagt Swami Prabhavananda, der Schüler und Biograph Brahmanandas, welch letzteren Ramakrishna als seinen geistigen Sohn betrachtete: «Jede Religion lehrt die gleiche Wahrheit, nämlich, daß das Reich Gottes inwendig in uns ist» (102). Dem seien gleich hinzugefügt die folgenden Sätze desselben Autors: «Ich benütze absichtlich den Ausdruck des ‚Reiches Gottes inwendig in uns', um den Leser darauf hinzuweisen, daß das Endziel beim Hinduismus (Moksha), beim Buddhismus (Nirvana) und beim Christentum das gleiche ist» (334). «In jedem Menschen» — und das führt wieder auf den ersten der obengenannten drei Sätze — «ist Gott verborgen ... Wenn wir die Vollkommenheit in Gott, wenn wir die Wahrheit suchen, die uns die Erlösung bringen soll, so suchen wir in Wirklichkeit unser wahres Selbst». (292 f.) «Wir müssen also lernen nach innen zu schauen» (102), um die Unwissenheit «durch Erleuchtung zu beseitigen» (Patanjali, 64). Das heißt in den Worten des Herausgebers soviel wie «Vedanta wendet sich, gleichsam über die Köpfe der Sektierer und Dogmatiker hinweg, an die ausübenden Mystiker aller Religionen» (17). Entsprechend kann Prabhavananda von seinem Meister Brahmananda erzählen, daß er wie alle erhabenen Seelen Stunden hatte, in denen er von Gottesbewußtsein erfüllt war und überall Gott und nichts als Gott sah» (399). «Dieses Gotteserlebnis ist freilich nur in Samadhi, im transzendentalen Bewußtsein, möglich und ist erst nach anstrengenden, eifrigen und unermüdlichen religiösen Uebungen erreichbar» (256). Zu ihnen «gehört als besonders segensreiche und Reinheit des Herzens bewirkende Uebung *Japam*, die Wiederholung eines heiligen Wortes» (vgl. 237) «oder einer Gebetsformel und die Meditation

über deren Bedeutung» (106, vgl. 187), ferner «der kinesthetische Ausdruck der Anbetung, welcher sich im Tanz äußert» (115), wo nicht schon «der Umgang mit heiligen Personen» (206). Nur wer in Anwendung solcher Uebungen den Weg konsequent verfolgt, «wird die Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht schauen und mit Christus sagen können: ‚Ich und der Vater sind eins'» (110) — man beachte dabei wieder die Verwendung ausgesprochen christlicher Terminologie! Was im übrigen die Fassung des Göttlichen anbetrifft, so durchläuft sie je nach der menschlichen Veranlagung die 3 Stufen: 1. mit Gestalt und Eigenschaften, 2. ohne Gestalt, aber mit Eigenschaften, 3. ohne Gestalt und ohne Eigenschaften (97), d. h. daß sie vom Persönlichen zum Unpersönlichen fortschreitet (205, 255). Ein spezifisches Erbe Ramakrishnas ist der Glaube in die «göttliche Mutter», die das Herz anbeten soll (237), «die Quelle aller Macht, die alle segensreichen Eigenschaften in sich schließt» (255). Bei alledem ist «die Erlösung von den Fesseln des Lebens, das Betreten des Reiches Gottes nicht ein Ziel, das wir nach dem Tode erreichen oder nicht erreichen werden, sondern es ist die Verwirklichung der Vollkommenheit auf Erden, während wir im Körper leben und uns bewegen wie jeder andere Mensch. In der Katha Upanishad lesen wir: Dann wird, wer sterblich, unsterblich / Hier schon erlangt das Brahman er» (291): das aber ist «das letzte Wort der Religion»: «*Brahman ist alles*» (494)!

In solcher «die geistige und philosophische Verständigung zwischen Ost und West fördernder Arbeit» liegt nach eigenem Geständnis der Zweck dieses Buches (405). Von Indien soll die christliche Kirche lernen. «Um wieder ins Geleise zu kommen, einen wahren Glauben, Uebung, Leben und Botschaft zu empfangen, sollte sie nicht vor der Annahme der Hilfe der umfassenden und scharfsinnigen Metaphysik und der praktischen psychophysiologischen Technik zurückschrecken, welche Vedanta bereithält» (483); denn «der Vedantist hat eine viel umfassendere Weltanschauung als der Hebräer» (70, vgl. 72); speziell war es «von allem Anfang an das Ideal der Ramakrishna-Mission, dem Menschen dazu zu verhelfen, Gott zu finden, ihn zu lehren, sich Gott hinzugeben und in der Liebe zu ihm aufzugehen» (288).

Zufall wollte, daß während das obige Buch mir zur Besprechung vorlag, eine strenggläubige christliche Mutter mir in tiefer Bekümmernis die Klage vorbrachte, wie ihr heranwachsender Sohn, durch verderbliche Lektüre verführt, Gefahr laufe, vom rechten Glauben abzufallen, und auf meine Erkundigung nach dem Titel solch gefährlicher Schrift wurde mir die Antwort: «Vedanta und Wir»! Der zünftige Religionshistoriker urteilt darüber anders: schon die Gerechtigkeit muß er dem Buch widerfahren lassen: von gehässig polemischem Ton ist es so weit entfernt, daß es gelegentlich (vgl. 295) geradezu von tiefer Verehrung für Christus spricht; nur daß es neben Christus in gleichem Atem Buddha oder Ramakrishna nennt: Gerade als Dokument eines Synkretismus, wie ihn die Ramakrishna-Mission propagiert, ist es für den Religionshistoriker lehrreich, ihm neben der Großzügigkeit der Ansätze dieses Synkretismus Fehlerquellen vor Augen führend, wie sie naheliegender Verkennung oder Verwischung originaler Eigenständigkeit der geschichtlichen Einzelreligionen entspringen können.

*Basel.* *Alfred Bertholet.*

*J. Touzard, Grammaire Hébraïque abrégée.* Nouvelle édition refondue par *A. Robert,* Paris, J. Gabalda et Cie, 1949, VII, 114 u. 36 * pp.

«So lieb uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten ... Die Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßt. Sie sind die Kemnat, darinnen diese Speise liegt.» Dieses Wort Luthers vom Jahre 1524 zeigt, welchen Wert er einer gründlichen Kenntnis der biblischen Sprachen für das Verständnis der Bibel beimaß, wie er ja auch selber sich in der alttestamentlichen Exegese immer mehr von Vulgata und Hieronymus losmachte und auf den hebräischen Text und die jüdischen Kommentare zurückgriff. — Die Kriegs- und Nachkriegsjahre haben auch auf diesem Gebiet zu einem sehr empfindlichen Mangel an den unentbehrlichen Lehrmitteln geführt, der erst jetzt allmählich wieder behoben werden kann. Das altbewährte Elementarbuch von Hollen-

berg-Budde, das seit 1935 von mir betreut wird, konnte zum Glück beizeiten in die Schweiz herübergenommen werden; 1943 und 1948 sind in photochemischer Wiedergabe bei Helbing und Lichtenhahn in Basel neue Auflagen erschienen. Auch die etwas mehr akademisch gehaltene Hebräische Grammatik von C. Steuernagel in der «Porta Linguarum Orientalium» ist 1948 neu herausgekommen. In Holland hat J. J. Koopmans die zweiteilige «Hebreeuwsche Grammatica» von J. Nat neu herausgegeben (Leiden, Brill, 1945).

In Frankreich hat nun A. Robert, offenbar der Nachfolger von J. Touzard am «Institut Catholique de Paris», dessen hebräische Grammatik, die 1905 erstmals erschienen war, den Bedürfnissen des Anfängers entsprechend verkürzt und zugleich nach der neueren Fachliteratur überarbeitet und ergänzt neu erscheinen lassen. Der Druck ist gut und auch im Hebräischen fehlerfrei. An Übungsstücken und Tabellen ist nicht gespart. Die Methode ist rein deskriptiv, und die Darbietung beschränkt sich auf das Allernotwendigste, berücksichtigt aber auch die Syntax. Den Schluß bilden ein paar zusammenhängende Texte mit Erklärungen. Warum sind auf Tabelle III, die in Umschrift die Grundformen des starken Verbs bietet — ohne gründliche Erklärung durch den Lehrer wird sie der Schüler nicht so leicht verstehen! —, Imperativ und Infinitiv constructus als *qᵉṭul* angesetzt und nicht als *quṭul?* Auf S. 104 (Prov. 10, 7) lies זֵכֶר für זֶכֶר. — In der Hand eines Lehrers, der selber noch einiges mehr weiß, wird das Buch gewiß gute Dienste leisten.

*Basel.* *Walter Baumgartner.*

*W. F. Flemington, The New Testament Doctrine of Baptism,* London, S. P. C. K., 1948, 160 S. 10 s. 6 d.

Die Frage nach dem Sinn der christlichen Taufe ist offenbar eines der Probleme, die gegenwärtig sozusagen «in der Luft» liegen. Denn die Diskussion, die neuerdings in England darüber stattgefunden hat und zu der diese Schrift Stellung nimmt, ist ganz unabhängig von derjenigen, die auf dem Kontinent anläßlich der Veröffentlichung von Karl Barths Taufschrift die Gemüter erregt hat und erregt. In der Tat erwähnt der Verfasser, Dozent in Cambridge und Schüler

C. H. Dodds, weder die Arbeit K. Barths, die immerhin 1941 erschienen ist, noch die Schriften und Artikel, die für oder gegen sie veröffentlicht worden sind. Die allerneuesten Beiträge konnte er übrigens nicht kennen, da sie ungefähr zur gleichen Zeit wie seine Untersuchung entstanden sind. Bedauerlicher ist wohl, daß er auch Joachim Jeremias' schon 1939 in 1. (soeben in 2. veränderter) Auflage erschienene Broschüre «Hat die Urkirche die Kindertaufe geübt?» nicht kennt. Anderseits ist es jedoch um so beachtenswerter, daß er ganz unabhängig zu ähnlichen Resultaten gelangt wie J. Jeremias und ich in meiner im gleichen Jahre (1948) wie die vorliegende herausgekommenen «Tauflehre».

Im ersten Teil werden zunächst die Voraussetzungen der christlichen Taufe in drei Kapiteln untersucht (jüdische Waschungen und Proselytentaufe; Johannestaufe; Jesus und die Taufe). Die vielbehandelte Frage nach dem Alter der *Proselytentaufe* beantwortet F., indem er nach Prüfung der Texte und Argumente mit W. Brandt, Billerbeck und J. Leipoldt das Bestehen dieses Brauchs für die vorchristliche Zeit annimmt (s. dazu neuerdings W. Michaelis, Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 1949, S. 17 ff., 34 ff., und die Antwort von J. Jeremias, ThZ 1949, S. 418 ff.) Auf diesem Hintergrund wird dann die *Johannestaufe* beurteilt, und zwar indem zunächst die fundamentalen Unterschiede festgestellt werden: Vornahme an Juden, Vollzug durch einen Täufer mit prophetischem Auftrag, Betonung der Eschatologie und des ethischen Elements. Was den prophetischen Charakter der Johannestaufe betrifft, liefert der Verfasser zur ganzen Diskussion einen Beitrag, der mir der wertvollste in seinem Buche zu sein scheint, indem er im Anschluß an Wheeler Robinson (Old Testament Essays 1927, S. 1 ff.) den von Johannes an Juden vollzogenen Akt, als wären sie Proselyten, auf eine Linie stellt mit den von den alttestamentlichen Propheten in besondern Situationen vorgenommenen Handlungen, etwa von Jeremia, der sich mit dem hölzernen Joche vorstellt. Solche Handlungen, wie sie auch von Elia, Elisa, Jesaja und Ezechiel bezeugt sind, sind mehr als Symbole und mehr als das gesprochene Wort: Jahve ist es, der durch sie nicht nur verkündet, sondern bereits ausführt. Für den christlichen Sakramentsbegriff

scheint mir dieser Zusammenhang sehr wichtig und jedenfalls stärker in der Bibel begründet, als was über das Wesen der Sakramente in neuern Arbeiten von dogmatischen Definitionen aus geschrieben worden ist.

Im Kapitel über die *Taufe Jesu* scheint mir besonders wertvoll, daß ihre Beziehung zum Tode Jesu richtig erkannt ist, und zwar wieder unabhängig von meinen eigenen diesbezüglichen Ausführungen, die ja auch für meine Auffassung grundlegend sind. Allerdings scheint mir dieser Zusammenhang mit dem bloßen Hinweis auf Luk. 12, 50 noch nicht genügend begründet, und ich glaube, daß diese Lücke erst durch die weitern Argumente ausgefüllt wird, die ich beizubringen suche, vor allem die Beziehung der Himmelsstimme auf den leidenden Gottesknecht.

Im zweiten Teil untersucht F. Wesen und Bedeutung der *urchristlichen Taufe* nach der Apostelgeschichte, den paulinischen Briefen und den johanneischen Schriften, und im Anschluß an C. H. Dodd bezeichnet er sie als «Sakrament der realisierten Eschatologie». Bei Paulus wird neben Röm. 6 die fundamentale Stelle 1. Kor. 12, 13 gebührend gewürdigt und betont, daß der Heilige Geist den Akt der Einpflanzung des Täuflings in den Leib Christi vollzieht. In Eph. 4, 4 hat die Bindung der Taufe an die Kirche den Sinn, daß diese alles empfangen hat, was die Taufe verleihen soll.

Im dritten Teil wird zunächst die berechtigte Frage gestellt: warum haben die ersten Christen getauft, während doch Johannes der Täufer durch Wort und Tat eigentlich angezeigt hat, daß der Christus der Wassertaufe ein Ende setzt? Wenn, wie der Verfasser annimmt, Matth. 28, 18 ff. erst ein späterer Versuch ist, die Taufe auf Christus zurückzuführen, so wird die Frage nur um so brennender. F. gibt die Antwort, die sich von seiner Auffassung der Taufe Jesu durch Johannes aus aufdrängt: Das Band ist die Beziehung von Jesu eigenem Getauftwerden zu *seinem Tod und seiner Auferstehung*. Nur von hier aus ist es verständlich, daß die ersten Christen auf die nunmehr in diesen Heilstatsachen erfüllte Wasser- *und* Geistestaufe zurückgriffen, die Jesus selbst im Jordan als Hinweis auf sein Sühnewerk empfangen hat.

Es ist verdienstvoll, daß der Verfasser erst im Schluß-

kapitel dieses dritten Teils von der *Kindertaufe* spricht, obwohl nun erwartet werden muß, daß manche Leser sich damit begnügen werden, diese Seiten ohne den vorangehenden grundlegenden Teil zu lesen. F. hält die Praxis der Kindertaufe für wahrscheinlich. Die Parallele zum äußern Vollzug der Proselytentaufe und zur Beschneidung scheint auch ihm so evident, daß irgendein Hinweis auf eine abweichende Behandlung der Kinder postuliert werden müßte, wenn es in diesem Punkte eine solche gegeben hätte. Weiter führt er als altchristliche Zeugnisse für die Kindertaufe Justin Apol. I, 15 und Mart. Polyk. IX an. Im übrigen behandelt er mit Recht die Frage unter dem Gesichtswinkel der Tauf*lehre* des Neuen Testaments. Ich hebe aus diesem Kapitel nur einige Punkte hervor: in Kol. 3, 20 (Eph. 6, 1) ist vorausgesetzt, daß die angeredeten Kinder ἐν κυρίῳ sind. Die «Geburt von oben» bezieht sich sowohl auf Erwachsene als auf Kinder, und es bedeutet eine pietistische Verengung, sie von der Entscheidung abhängig zu machen. Die Tauflehre des Neuen Testaments besagt, daß der Getaufte werden soll, *was er ist.* Das findet aber besondere Anwendung auf die Kindertaufe. Selbstverständlich ist der Glaube der Gemeinde notwendig, damit das Wunder der Aufnahme in den Leib Christi sich vollziehe. Der Verfasser erwartet daher eine Erneuerung der Kirche nicht von der allgemeinen Einführung der Erwachsenentaufe, sondern von einer ernsthafteren Besinnung auf das Wesen der Taufe überhaupt, so daß für alle Getauften, wie für Luther, das zurückschauende «baptizatus sum» wieder seine grundlegende Bedeutung erhalte.

*Basel.* *Oscar Cullmann.*

*Jean Héring, La première Epître de saint Paul aux Corinthiens* (Commentaire du Nouveau Testament, publié sous la direction de P. Bonnard, O. Cullmann, J. Héring, F. J. Leenhardt, Ch. Masson, Ph. H. Menoud, Th. Preiss et Chr. Senft), Neuchâtel/Paris, Delachaux et Niestlé S. A., 1949, VII et 155 p., Fr. 9.50.

Der Verlag Delachaux et Niestlé hat es unternommen, ein Kommentarwerk über das ganze NT herauszugeben, das auf 15 Bände veranschlagt ist. Die Erklärungen der einzelnen

Schriften des NTs werden von den oben im Titel genannten westschweizerischen und französischen protestantischen Theologen verfaßt werden. Als erster Band liegt die Auslegung des 1. Korintherbriefes durch J. Héring, Straßburg, vor. Es darf als glückliche Fügung bezeichnet werden, daß als erster Kommentar gleich die Erklärung des 1. Kor. erschienen ist, jenes Schreibens, das am meisten unter allen Schriften des NTs auf konkrete einzelne Probleme des urchristlichen Gemeindelebens eingeht. Dabei handelt es sich in dem vorliegenden Kommentar um ein Werk, das für den Pfarrer und Theologen bestimmt ist; wir haben es also bei dieser nun erscheinenden Reihe nicht mit einem Gegenstück zur «Prophezei» zu tun. Kenntnis des Griechischen, Vertrautheit mit der Textkritik und mit vielen Problemen geschichtlicher und theologischer Art werden vorausgesetzt.

Im ganzen weiß der Verf. sich stark der Auslegung von Frédéric Godet verpflichtet, dessen Gedächtnis der Band auch gewidmet ist. Aber es zeigt sich bei der Lektüre auch, daß die Auslegung von Johannes Weiß zum 1. Kor. (1910) stark auf ihn eingewirkt hat. Der eigentlichen Auslegung ist eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in der über die Gründung der Gemeinde von Korinth und über die Briefsituation gehandelt wird. Wir erfahren da auch, daß für Héring der 1. Kor. ein aus zwei Briefen zusammengesetztes Schriftstück ist. Diese zwei ineinandergearbeiteten Paulusbriefe sind: A: 1. Kor. 1—8; 10, 23—11, 1; 16, 1—4. 10—14; B: 1. Kor. 9; 10, 1—22; 11—15; Rest von Kap. 16. Das 13. Kapitel stammt zwar von Paulus, ist aber später von anderer Hand in den jetzigen Zusammenhang eingefügt worden. Auf diesen Abschnitt folgt ein kurzer bibliographischer Abriß, in dem der Verf. uns bekannt macht mit der Literatur, mit der er sich auseinandersetzte. Etwas befremdend wirkt hier sein Urteil über A. Schlatters Kommentar (Paulus der Bote Jesu, 1934), den er «un ouvrage de vulgarisation» nennt (man mache den Versuch und gebe Schlatters Werk einem gebildeten Nichttheologen in die Hand!). Man vermißt in der Literaturangabe viele neuere und neueste Werke, wie besonders ein Vergleich mit der von W. G. Kümmel besorgten 4. Aufl. des Kommentars von Lietzmann zeigt. Doch mag dieser Mangel zusammen-

hängen mit der Kriegs- und Nachkriegszeit, in der der Austausch wissenschaftlicher Werke sehr behindert war.

Was am vorliegenden Kommentar stark auffällt, ist seine intensive Beschäftigung mit textkritischen Fragen. Der Text von Nestle wird nicht einfach übernommen, sondern immer wieder kritisch überprüft. Diesen Fragen ist viel — oft zu viel — Raum gewidmet. Es ist gut, daß wir durch diese Erklärung immer wieder gezwungen werden, uns mit den Fragen des Textes auseinanderzusetzen; man wird Gewinn davon haben, auch da, wo man dem Verf. nicht wird folgen können. Daneben aber unterläßt es der Verf. nicht, immer wieder auf die kirchliche Gegenwart Bezug zu nehmen, d. h. er redet vom Text und seiner Erklärung aus über Fragen, die die Christenheit heute beschäftigen. Auf diese Weise kommen philosophische und praktische Fragen in Sicht.

Als Beispiel nenne ich die Bemerkung nach 1, 13: wie kommt man in der Christenheit, welche diesen Brief kennt, dazu, sich nach führenden Männern zu nennen und zu reden von «Dominikanern», «Franziskanern», «Lutheranern», «Calvinisten», «Wesleyanern»?! 7, 32 heißt: der Apostel wußte wohl, daß es allzuviele Ehemänner gibt, die ihrer Frau nicht zu gefallen suchen! Auf S. 80 gibt Anm. 1 eine kurze Ueberlegung zur Frage der Allegorese in der Verkündigung von heute (angeregt durch 10, 5); 11, 16 gibt Anlaß, von der Kopfbedeckung der Frau im Gottesdienst heute zu reden.

Durch den ganzen Kommentar zieht sich eine Reihe von geistreichen und aufhellenden Bemerkungen.

1, 18: Paulus redet nicht von σεσῳσμένοι, sondern von σῳζόμενοι, d.h. von Leuten, qui sont en train d'être sauvés; 3, 18: μωρός war in der kynischen und stoischen Philosophie Fachausdruck, um den Gegner der Philosophie zu bezeichnen; 3, 21: nicht die Apostel rühmen sich, sondern ihre Gefolgsleute; 7, 3: die Ehe hat ihren Wert in sich selber und nicht im Zwecke der Fortpflanzung; 7, 32: keine Höherwertung des Zölibates, im Gegenteil: man kann dem Herrn leichter dienen, wenn man nicht «geteilt» ist; 8, 6: Betonung der kosmischen Bedeutung der Christologie, die im 19. Jahrhundert zu wenig beachtet wurde; 12, 4: der Christ bekommt den Heiligen Geist nicht in abstracto, sondern immer in der Form einer konkreten Eignung, die er in den Dienst der Kirche zu stellen hat; 14, 33 f.: im Blick auf 11, 5 darf es in der Kirche die «femme prédicatrice» geben; 15: der Glaube an die Auferstehung hängt zusammen mit dem vom Alten Testament verkündigten Glauben von Gott dem Schöpfer und mit der Hoffnung auf die Neuschöpfung des Kosmos; 15, 20—22: Paulus kennt nur die Auferstehung der Christen; 15, 42—44: wenn dem modernen Menschen der Tod eine «natürliche» Sache ist, möge er bedenken, daß dem Theologen gerade auch die

Natur ein Problem ist; der Auferstehungsleib ist realer als der jetzige Leib, weil er ohne Schwachheit und voller Kraft sein wird.

Neben diesen Positiva, die leicht noch vermehrt werden könnten, stehen nun aber auch Dinge, die uns fraglich erscheinen.

Da ist etwa die Hypothese von den zwei ineinandergearbeiteten Briefen. Wer meint, daß in der Frage des Götzenopferfleisches zwischen 10, 1—20 und 10, 23—11, 1 ein Widerspruch bestehe, der sich nur durch die Annahme zweier Briefe lösen lasse, löst das Problem nicht, sondern schiebt es nur weiter zurück: der Widerspruch bleibt als solcher bei Paulus stehen — wenn überhaupt ein Widerspruch vorhanden ist; eine etwas tiefere Exegese könnte zu einem andern Resultat kommen. Zwischen Kapitel 8 und 9 sieht der Verf. einen abrupten Uebergang, der auf eine «Naht» hindeutet; aber mindestens so abrupt ist der Uebergang von Kap. 7 zu Kap. 8, die nach dem Verf. zusammengehören. Besteht ferner zwischen 4, 19 und 16, 5 wirklich ein so großer Unterschied, daß er nur durch die Annahme zweier Briefe erklärt werden kann? — Warum wird in 1, 15 die Taufformel «auf meinen Namen» nicht erklärt? Geht es in 1, 21 wirklich um die Erkenntnis Gottes aus der Natur? Warum erwähnt der Verf. in 6, 11 die Taufe und ihre eschatologische Ausrichtung nicht? Viele Fragen würden sich dann klären. In 6, 12—17 sind doch wohl neben den Libertinern auch Asketen gemeint. Die Deutung von 7, 36—40 auf geistliche Ehen (Syneisakten) dürfte durch Lietzmann doch widerlegt sein. Besteht zwischen 9, 4 f. und Matth. 10, 7—14 ein so großer Widerspruch? Ist nicht auch nach Matth. 10, 10 der Arbeiter seiner Speise wert, und geht es in 1. Kor. 9, 4 f. um etwas anderes? Paulus hat sich doch in der Regel für seinen Dienst am Wort gerade *nicht* entschädigen lassen (Héring sagt das Gegenteil!). Zu 10, 1—4 hätten die rabbinischen Parallelen herangezogen werden müssen; manches wäre dadurch geklärt worden, was in der Auslegung Hérings unklar bleibt. Kann man wirklich bei Paulus die jerusalemische Tradition für so gering anschlagen, wie das der Verf. zu 11, 2 tut? Es wäre da noch an den «Jerusalemer» Barnabas zu erinnern. Die ganze Erörterung über die Verschleierung der Frau im Gottesdienst (zu 11, 4 ff.) wäre richtiger geworden, wenn der Artikel κατακαλύπτω im ThWBzNT III, 563 beachtet worden wäre.

Ueberblickt man diese Reihen von Positiva und Negativa, die beide nicht vollständig sind, erkennt man unschwer, daß der hier vorliegende Kommentar ein anregendes Buch ist, das auf viele Probleme hinweist und immer Lösungen und Erklärungen vorschlägt, mit denen eine Auseinandersetzung sich lohnt. Auf alles einzugehen ist nie möglich, aber der Verf. hat auf knappem Raum eine gute Einführung in den 1. Kor. gegeben.

*Bern.* *Hans Bietenhard.*

*Alois Dempf, Selbstkritik der Philosophie und vergleichende Philosophiegeschichte im Umriß*, Wien, Thomas Morus Presse, Verlag Herder, 1947, 347 S., ca. Fr. 21.50.

Das Buch *A. Dempfs* ist eigentlich eine Programmschrift. Es enthält eine Fülle von interessanten Anregungen und Beobachtungen, welche jedoch zur systematischen Begründung der vorgetragenen Gesamtanschauung nicht genügen können. Der Verf. scheint sich dieser Tatsache bewußt zu sein, kündet er doch im Vorwort an, daß «die eigentliche Verifikation der hier dargestellten Gesetzlichkeit der Philosophieentwicklung» erst noch erfolgen werde, und zwar in mehreren größeren Publikationen, die z. T. bereits im Manuskript vorliegen sollen. Solange von dem angekündigten Gesamtwerk des Denkers nur das hier vorliegende Fragment bekannt ist (das immerhin programmatisch die Grundgedanken des Ganzen vorweg darbietet), wird Zurückhaltung im Urteil geboten sein.

Nach Ansicht des Verf. unterliegt das Geistesleben aller Zeiten und Völker stets den gleichen, *soziologisch* bedingten Entwicklungsgesetzen. Das gilt insbesondere auch für die Philosophie, die neben Religion und Politik als selbständige und ursprüngliche Lebensmacht zu begreifen ist. In allen Perioden der Philosophiegeschichte — Dempf unterscheidet dreizehn solcher Perioden, einschließlich der arabischen, indischen und chinesischen Philosophie — entfaltete sich jeweils «die Philosophie» in der ihr eigentümlichen, gesetzmäßigen Weise.

Das Auftreten der Philosophie, d. h. der Beginn einer Periode, erfolge stets bei Anlaß einer Kulturkrise. Als Regel der Entwicklung gelte alsdann, daß die Philosophie zuerst in ständischer, alsdann in beruflicher und zuletzt in freipersönlicher Kulturbindung stehe. Im Rahmen dieses dreistufigen Ablaufes ergebe sich, innerer Gesetzmäßigkeit folgend, jeweils eine Aufspaltung in sieben Richtungen, nämlich in moralischen Realismus, mystischen Realismus, kritischen Realismus, subjektiven Idealismus, Naturalismus und Materialismus. In dieses übergreifende Schema glaubt der Verf. alle Philosophien aller Zeiten einordnen zu können. So gehören — beispielsweise — in der Periode der Renaissance-Philosophie zur Richtung des mystischen Realismus folgende Denker: C. di Rienzi, M. Ficino, Reuchlin, Luther, Zwingli, Calvin, Weigl, Boehme, Comenius, Scheffler; oder in der neuzeitlichen Philosophie zur Richtung des kritischen Realismus: Grotius, Newton, Leibniz, Wolff, Herder, Baader, Görres, Günther, Bolzano, Bergson, Driesch.

Diese kultursoziologische Gesamtschau der Philosophie ermögliche, die relativistische Betrachtungsweise des Historismus zu überwinden. Durch eine vergleichende Wissenschaft, die «Sophiologie», will der Verf. die

einzelnen Philosophien vergleichen, die Unzulänglichkeit ihrer Monismen und ihrer einseitigen Kulturideale nachweisen und aus der Gesamtschau die bleibenden und gültigen Erkenntnisse herausheben. So werde durch eine umfassende Kritik der philosophischen Vernunft das wahre Wesen und Ziel der Philosophie, das Reich des Geistes (als eigene Lebensmacht neben den kirchlichen und politischen Reichen) erschlossen. Daß der Preis, der für diese Ueberwindung des Historismus bezahlt wird, nicht gering ist, erkennt der Verf. offenbar selbst. «Es klingt hart, daß die selbständigsten Menschen, die Philosophen, doch auch noch der Gemeinschaftsgesetzlichkeit unterliegen sollen, aber man muß sich mit dieser Tatsache abfinden und die Soziologisierung der Philosophie in Kauf nehmen, um aus ihrer Historisierung herauszukommen.»

Im Anhang an die «Selbstkritik der Philosophie» findet sich noch eine ganz knappe vergleichende Darstellung der Philosophiegeschichte, welche im wesentlichen dem Erweis der gleichen Thesen dient.

Das Werk macht den Eindruck einer eigenwilligen, originellen denkerischen Arbeit. Im einzelnen enthält es zahlreiche erhellende Durchblicke und fruchtbare Anregungen. Dagegen erscheint uns die «Selbstkritik der Philosophie» im ganzen allzusehr konstruiert, als daß sie in der vorliegenden Form überzeugen könnte. Wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß soziologisch bedingte Umstände Einfluß auf Stil und Gedanken der Philosophie haben können, so geht der Verf. doch wohl viel zu weit, wenn er daraus allgemeine Gesetzmäßigkeiten des Geisteslebens meint ableiten zu dürfen.

*Guttannen/Kt. Bern.* *Felix Flückiger.*

# Miszellen.

## Die «Heiligen» in Psalm 16.

«Die Heiligen, die in der Erde sind», Ps. 16, 3 im Zusammenhang der Verse 2—5, sind der alten wie der neuesten Exegese ein Rätsel. Die Verschiedenheit der Erklärungen und Uebersetzungen ist geradezu überraschend.

So ist z. B. in der neuen Zürcher Bibel zu lesen: «Ich spreche zu dem Herrn: Du bist mein Herr; es gibt für mich kein Glück außer dir. Die Heiligen, die im Lande sind, sie sind die Herrlichen, an denen ich mein Wohlgefallen habe. Viel sind die Schmerzen derer, die andern [Göttern] nacheilen.» Wer sind diese hochgepriesenen Heiligen im Lande? («Göttern» ist Zutat des Uebersetzers.)

Dagegen Hans Schmidt, Die Psalmen, Tübingen, 1931, S. 23: «Nichts nützen alle Heiligen, die jene erwählt haben, noch die Herrlichen zumal,